

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 25.

Dienstag, 26. Januar

1932.

Mord ohne Mörder.

von Kurt Juhn.

(9. Fortsetzung.)

Eddy dankte und sagte, er werde vielleicht in einer halben Stunde kommen, um sich das Spitzentuch anzuschauen.

Er rekapitulierte das Ergebnis der Nachforschung.

Ein Herr und eine Dame waren die Treppen herausgegangen; da sprangt ein schlecht angezogener Mann auf den Herrn zu und schlägt ihn nieder. Aber andere Herren stürzen sich auf ihn und halten ihn fest. Der Festgehaltene stöhnt schlimme Drohungen aus. Dann kommen Policemen und nehmen den Rowdy fest. Auch ein Oberinspektor, dessen Name hier nicht weiter bekannt ist, taucht auf. Die Dame aber ist in Ohnmacht gefallen und hat überdies ein Taschentuch verloren. Mit einem Monogramm M. W. Außerdem weiß er noch, daß der eine Polizist pokennarbig und der Oberinspektor ein langer Kerl ist.

Es ist möglich, daß Grunt der Angefallene ist. Ein zerrissener Frack und Blutslecke sprechen dafür. Er kann aber ebenso gut einer von den Herren sein, die sich ins Mittel gelegt haben. Der Widerstand des Festgehaltenen kann dieselben Folgen gehabt haben.

Halt, dachte Eddy, ich suche den Pokennarbigsten. Der wird mir sagen können, wie der Oberinspektor heißt. Das weitere ist ein Kinderspiel.

Den Pokennarbigsten fand Eddy. Er brachte in Erfahrung, daß dieser an der Ecke Long Acre und Drury Lane Dienst mache.

Von dem Manne wurde ihm der Name des Oberinspektors bereitwillig genannt, nachdem er seine Pressekarte gezeigt hatte.

Aber der Rest war doch kein Kinderspiel.

Eddy eilte nach Scotland Yard und ließ sich bei Oberinspektor Tuder melden.

Tuder empfing ihn und fragte nach seinen Wünschen.

„Passen Sie mal auf, Oberinspektor“, sagte Eddy in seiner etwas saloppen Art, „Sie haben da vor einigen Tagen bei einer kleinen Angelegenheit in der Oper interveniert. Können Sie mir mitteilen, was eigentlich vorgefallen ist, und wer die verschiedenen Leute waren? Der Überfallene, der Kerl, der ihn anstieß, die Herren, die sich einmengten und so weiter?“

Tuder schaute den jungen Journalisten an, wie man ein giftiges Reptil ansieht. Halb respektvoll, aber auch halb feindselig. Und schwieg.

Eddy glaubte, nicht deutlich genug gewesen zu sein und setzte hinzu:

„Wissen Sie, ich will diese kleine Sache vielleicht groß aufziehen. Muß also genaue Daten haben.“

Tuder zwang sich zu einer höflichen Grimasse und sagte etwas, was ihm niemand vorwerfen darf:

„Böse Geschichte mit einem schlechten Gedächtnis...“

Der Mensch sucht nach einer Ausrede, stellte Eddy sachlich und ohne mit der Wimper zu zucken fest.

„Ich habe keine Ahnung mehr von dieser dummen Geschichte. Ich glaube nicht, daß ein Protokoll darüber gemacht wurde... Mir scheint, die Herren haben sich ausgeöhnt oder so etwas Ähnliches...“

Tuder stotterte ein abscheuliches Kauderwelsch zusammen.

Aber Eddys Blick war auf einigen mit rotem Stift groß beschriebenen, weißen Altenblättern auf dem Tisch hafteten geblieben.

Ein so verspielter Mensch wie Eddy Wilton konnte selbstverständlich ausgezeichnet verkehrt lesen.

Und während Tuder noch krampfhaft nach Wörtern angelte, las Eddy:

„Alten: Bill Haskin.

Mary Weel

Protokoll II.

Zweiter Überfall auf Professor Grunt.

Covent Garden Theater

am 28. April.“

Und links von diesem Altenstück lag ein zweites. Das war aber fast ganz verdeckt. Nur einige Worte waren für Eddys Augen erreichbar. Auf dem Rest wucherten Tiders verschrankte Arme.

„Bill Haskin.

Mary Weel

Dartmoor.“

Jetzt ließ Eddy den Oberinspektor gar nicht mehr zu Ende sprechen.

Er erhob sich und sagte ganz ruhig:

„Ich will Sie nicht länger aufhalten, Herr Oberinspektor!“

Er streckte Tuder die Rechte hin und drückte sie, so fest er konnte. Dabei starnte er auf den Tisch.

Aber alles, was er dadurch zu lesen bekam, waren die Worte:

„Bericht an den Innenminister.“

*

Eddy managt Eddy.

Eddy Wilton winkte einem Taxi und sauste in die Redaktion.

In seinem Kopf rumorte es, und sein Herz schlug in irrsinnigem Takt.

Als er die Stufen des Gebäudes hinaufjagte, begegnete er Jonny Bromler, dem großen J. W., dem ersten Leitartiller und angesehensten Redakteur der „British World“; er vergaß vor Aufregung den Hut zu ziehen.

Bromler hielt auf guten Ton und sah den jungen Mann am Armel und wollte ihn in väterlicher Weise zur Rede stellen.

„Hören Sie zu, mein Freund“, begann er. Doch Eddy schob die Hand brüsk weg und sagte eilig:

„Lah los, alter Esel!“ und rannte weiter. Bevor der Verblüffte sich gefaßt hatte, war sein Bekleideter schon in einem Gang verschwunden.

Eddy ging geradewegs zu der gepolsterten Tür, auf der in vornehmer Schrift das Schild „Chefredakteur“ stand. Er klopfte nicht an, sondern öffnete einfach.

Chefredakteur Foster war soeben mit der Durchsicht seiner Arbeit beschäftigt und schaute gar nicht auf.

„Miss Nelly? Bitte, nehmen Sie Diktat auf!“

Eddy war nicht Miss Nelly und brachte dies Foster zur Kenntnis, indem er einfach zu reden begann:

„Hören Sie, Herr Chefredakteur. Ich habe eine Sache, die kein Blatt in London hat, eine Sache...“

Foster hörte die Stimme und sah verwundert auf.
"Sie heißen Wilton und arbeiten bei Spencely, nicht wahr?"

"Stimmt!" gab Eddy zu.

"Stimmt nicht!" lagte Foster wütend, "Sie arbeiten ja gar nicht bei Spencely, sondern stehen hier und wollen mich stören und mir mit Unsinn die Ohren vollquatschen! Machen Sie, daß Sie rauskommen!"

"Nein", sagte Eddy, "es ist gescheiter, Sie hören mich an! Sonst geh' ich zur 'Times' und erzähle dort, was ich über die Mary-Weel-Sache herausgebracht habe. Die Leute bei der 'Times' werden sich alle zehn Finger ablecken, wenn sie meine Reportage kriegen könnten!"

Das war der richtige Ton für Foster. Ein neugierig Gewordener wirft einen Melder von Neuigkeiten nicht heraus.

"Was haben Sie? Aber schnell und ohne Umschweife!"

Eddy schüttelte den Kopf.

"Fällt mir gar nicht ein! Es geht nur langsam . . ."

Eddy Wilton sah Foster mit seinen jungen und gesunden Augen durchdringend an.

"Bevor ich berichte: Ist Ihnen schon aufgefallen, wie wenig die Polizei über den Mord an Mary Weel mitteilt?"

"Weil sie wenig weiß!" meinte Foster.

"Falsch! Ich weiß, und das weiß außer mir kein Zeitungsmann, daß es diese Akten über den Mary-Weel-Mord gibt, die einen bestimmten Namen tragen, einen Namen, den auch ich nur kenne. Und diese Akten gehen in eigenen Berichten an den Innenminister persönlich! Ist das nicht sonderbar?"

Foster hörte Eddy bestürzt zu.

"Ja", gab er zu, "das ist sonderbar!"

"Zweitens. Ich erfahre von einer ziemlich rätselhaften Überfallsache auf einen angehobenen Mann und gehe der Angelegenheit gründlich nach. Ich weiß ganz genau alle Einzelheiten und will mich bei dem Polizeiinspektor, der interveniert hatte, über einige Details vergewissern, ohne erst daran zu denken, daß auch diese Sache mit dem Mord an Mary Weel zusammenhängen könnte. Der Polizeioberinspektor aber, hören Sie genau zu . . ."

Eddy Wilton hatte sich ins Feuer geredet und sich in der Ausregung einfach auf den Schreibtisch gesetzt.

der Polizeiinspektor, den ich frage, fängt zu stottern an und erklärt, er könne sich an nichts mehr erinnern. Überhaupt sei kein Protokoll angelegt worden, sondern alles gütlich beigelegt. Und doch sah ich die Akten über den Überfall, weiß, daß ein Name darauf stand, den ich noch nicht nenne, weiß, daß auf denselben Alten groß und deutlich "Mary Weel" geschrieben stand! Ist das nicht sonderbar!"

"Sehr sonderbar!" sagte Foster. "Hören Sie zu, lieber Mister Wilton, ich werde nicht warten, bis Sie mit Ihren Bedingungen herausrücken! Ich biete Ihnen . . ."

Aber Eddy Wilton unterbrach seinen Chefredakteur:

"Abgelehnt! Was ich will, ist Verfügung über genügend Geld, um blitzschnell nötige Recherchen durchzuführen zu können; keinen Menschen, der mir etwas dreinzureden hat, so lange ich die Sache bearbeite; jetzt sofort ein Zimmer mit gepolsterten Türen und einem Telefon und Schlüssel. Alles Weitere besprechen wir nachher."

"Bewilligt! Wollen Sie hier telephonieren?"

"Gut", sagte Eddy und griff nach dem Hörer. Bevor er ihn abhob, dachte er angestrengt nach.

Die Tür ging auf, und J. W.! Jonny Wromler trat ein.

"Jetzt nicht! Jetzt nicht! Ich habe für niemanden Zeit!" sagte Foster und wies J. W. aus dem Zimmer.

Und sperrte hinter Wromler die Türe zu.

Der Sekretär des Innenministers telephoniert.

Eddy Wilton suchte endlich eine Nummer im Buch und hob den Hörer ab.

Die Verbindung war schnell hergestellt.

Er winkte Foster Schweigen zu und rief in den Apparat:

"Hier Innenministerium! Herrn Oberinspektor Tucker, bitte! Sehr dringend!"

Foster starnte Wilton an, als sei er von wilden Ameisen gebissen worden.

Eddy sprach schon wieder:

"Oberinspektor Tucker? Hier der Sekretär Seiner Lordshaft des Innenministers. Seine Lordshaft wünscht dringend zu wissen, was sich Neues in der besuchten Angelegenheit ereignet hat? . . . So, fürchten Sie . . . das wäre uns sehr unangenehm, lieber Oberinspektor . . . und mit Bill Haslin auch nichts . . . sprechen Sie langsam, Inspektor, wiederholen Sie das lezte noch einmal, er sitzt in der Zelle und lacht? . . . wie, ein neues Verhör und immer dasselbe, er gesteht den Mord grinsend ein und was? . . . ach so . . . und man wird doch nicht die Anklage erheben können? natürlich . . . ganz ruhig . . . sagen Sie mal, lieber Oberinspektor, ist der Mann gut bewacht? . . . welche Zelle? . . . ja, ich verstehe schon . . . was macht eigentlich dieser Professor Grunt? . . . so, na, dann danke ich Berichte morgen mittag, ganz gut . . . Wiedersehen!" Foster wackelte mit dem Haupte.

"Sie trauen sich wenigstens etwas! Wenn das so herauskäme . . ."

Eddy war noch ein wenig bellommen. Er mußte das, was er gehört hatte, erst innerlich verarbeiten.

Er sah da und sprach kein Wort.

Zwanzig lange Minuten lang.

Dann hatte er eine ernste und geheimnisvolle Debatte mit Foster, in deren Verlauf dieser mehrere Male das Wort "unmöglich!" austieß und sich später überzeugen ließ.

Die Bombe platzt.

Tags darauf erfolgte die Freigabe der Leiche der Ermordeten für das Begräbnis.

Der Obduktionsbefund, der von der Polizei ganz kurz bekanntgegeben wurde, lautete ebenso wie der erste Spruch des Arztes der Mordkommission: Tod durch Erwürgen.

Das Begräbnis fand unter riesiger Anteilnahme des Publikums statt.

Professor Grunt wohnte den Totenfeierlichkeiten nicht bei. Ein Nervenzusammenbruch, hieß es, hinderte ihn daran.

In den Zeitungen war es nun allmählich stiller um Mary Weel geworden. Man hatte sich scheinbar damit abgesunden, diesen Mord zu den unauflärteten Verbrechen zu rechnen.

Am selben Abend fand eine neuerliche aufregende Besprechung zwischen dem Chefredakteur der "British World" und Eddy Wilton statt.

Und am nächsten Morgen platzt die Bombe.

Die "British World" brachte in Riesenlettern und sensationeller Aufmachung die Nachricht, daß die Polizei einen Mann in Haft hielt, der schon zweimal Attentate auf Professor Grunt verübt und sogar am Vorabend des Mordes Professor Grunt neuerlich gedroht hatte; dieser Mann sei sogar des Mordes an Mary Weel geständig, und dennoch wage es die Polizei aus Gründen, die zu kennen die Öffentlichkeit doch wohl ein Interesse haben müßte, nicht, die Anklage gegen diesen Mann zu erheben.

Es ist uns bekannt, daß über diesen Fall geheimnisvolle Aktenstücke zwischen Scotland Yard und dem von Lord Builth einigermaßen seltsam geführten Innenministerium hin und her pendeln.

Wir sind auf Grund scharfsinnig durchgeföhrter Recherchen in der Lage, folgende Details anzuführen:

Am 8. April weilte der Bräutigam Mary Weels, Professor Grunt, der Leiter des Queen-Victoria-Spitals, im Zuchthaus zu Dartmoor. Er hatte zu diesem Besuch zwecks wichtiger Kopfmessungen für eine wissenschaftliche Arbeit die Erlaubnis der Justizverwaltung erwirkt und sie sowohl für Reading als auch für Dartmoor erhalten.

Aufhellendes Licht.

Nun will der hohe Glanz herniedersteigen
Von dem Zenit der Berge, in der Runde
Will sich der Anbruch gold'nen Lichtes zeigen:
Zu einem frühen, bunten Farbenreigen
Leuchtet vom Horizont erlehnte Stunde.
Die Matten dehnen sich dir näher zu —
Schon flammt am Saume erstes, junges Regen,
Und scheucht den müden Sinn aus stummer Ruh,
Schon flüstert es im warmen Winde: Du,
Holdes Beginnen, gleite wie ein Segen
Über die Hoffnung jugendlicher Erde
Und rufe alle Träume auf zum Tag.
Schon läutet über dir ein zuges Werde —
Du rührst mit zarter, staunender Gebärde
An einen Wunsch, der sich entfalten mag.

Alfred Hof.

Der Hansl und sein Gansl.

Von J. V. Wolfgruber.*

Beim Anderlmann ist Schichtwechsel. Das Jüngste kommt in die Wiege und das Vorleiste wird auf eigene Füße gestellt. Die Nesi, die bereits auf Vaters Schablonen Ausflüge in die nähere Umgebung des Anderlmannschen Anwesens hat unternehmen dürfen, wird Kindstoten und muß aufs Jüngste und Vorleiste aufschauen. Der Frangl geht heuer zum ersten Male in die Schule. Da auch er wie seine Vorgänger und Vorgängerinnen gar nie fertig wird, wenn er die Schultafel voll schreiben soll, kommt er für Heimatsdienst wenig in Betracht. Die Billi vom dritten Schuljahr wird die Stühle der Hausfrau und brauchte ein Dutzend Hände, um rechtzeitig mit allem ins Reine zu kommen, was ihr in ununterbrochener Reihenfolge als gleich zu erledigende Arbeit von der Mutter aufgetragen wird. Der Hansl, welcher bereits das letzte Jahr auf der Schulbank sitzt, ist zum Mädchen für alles emporgestiegen und muß tanzen, wie Vater und Mutter pfeifen. Und das verstehen die Anderlmannleute. Wenn er aus der Schule kommt, wird er Stallbub beim Oberhofer.

Auf Rosen sind die Anderlmannleute nicht gebettet. Deshalb geht es ihnen doch nicht schlecht, und hungrig braucht auch keines vom Tisch aufzustehen. Die Anderlmann weiß es schon, wie sie es anwenden muß.

Wald hat der Anderlmann nicht einmal ein Tagwerk. Da läßt sich nicht so viel herauschlagen, als die Mutter im Ofen braucht. Außerdem will in einigen Jahren der Anderlmann draufbauen und spart das Holz zum Hausbau. Aber draußen im Wald bei den Bauern, da liegt genug auf dem Boden herum, das verfault, weil es niemand zu sammeln der Mühle wert findet.

„Kinder“, sagt die Anderlmannin, „von keinem Holz werden die Schuren so gut als wie von den Tannenzapfen und dem Klaubholz. Und wenn ihr einen Karren voll bringt, dann gibt's am Sonntag Schuren.“

„Dös haut!“ schreit der Hansl, und davon lauft die ganze Anderlmannsche Püppelware, wie wenn sie der Wind hinausgeblasen hätte. Ja, die Schuren von der Mutter, die wirken Wunder bei den Kindern. Säde voll Püppelhüte sammeln sie, und mit einem Bündel Klaubholz auf dem Karren landen sie beim Anderlmann wieder, daß ein mittleres Ochslein sich nicht zu schämen brauchte, wenn es den Karren vor's Auge gäbe. Eins vorn bei der Deichsel, zwei an den Strängen, und was sonst noch Hände hat, an den Speichen und Lippen, fuhrvieren sie durchs Dorf, daß die Leute verwundert die Hände zusammenschlagen.

Und die Mutter backt am nächsten Sonntag Olchuzen, die man schon fünf Häuser weit riechen kann. Aber gut sind sie doch, viel besser als die vom Hofbauern, die nur in Schmalz gebunden sind. Ja, ja, die Mutter weiß schon, was man braucht, damit sie recht reich und saftig werden.

Hätte doch der Anderlmann wenigstens so an die fünfzehn Tagwerk Felder, damit er genug Getreide bauen könnte für die vielen hungrigen Mäuler! Aber er hat kaum ein halbes Dutzend. Macht nichts, die Anderlmannin weiß Rat.

„Kinder“, erzählt sie, „wenn die Bauern den Weizen, das Korn, den Hafer und die Gerste heimgefahren haben, dann schaut der Himmelvater zum Fenster heraus und auf die Felder herab. Und dann sagt er zu seinen Engeln: Ich sehe, daß die Menschen meinen Segen vom vorigen Jahr schon heimgefahren haben. Es ist Zeit, daß ihr neuen Segen ausstreut. Raßt, in vierzehn Tagen müßt ihr mit dem Segenstreuen fertig sein. Und dann fliegen die Engel vierzehn Tage mit Säden voll Segen, die aber viel größer sind als wie die Kunstdüngerstücke vom Hofbauern, über die Felder und streuen Gottesseggen für die neue Ernt.

*) Aus dem Geschichtenbuch „Das Wunder beim Antoniaderl“. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.

Well aber noch viele Ahren draußen liegen, fällt dieser Gottesseggen auch auf die Ahren. Wer nun recht viele solche Ahren sammelt, der bringt den Gottesseggen auch ins Haus und in die Mehtruhe, und dann geht das Mehl das ganze Jahr nicht aus.

„Auch uns nicht, Mutter?“

„Na freili, auch uns nöt!“ Und wahr ist's. Die Mutter sagt's ja immer, daß sie Mehl vom Engel- und Gottesseggen darunter mischt, wenn sie den Broteig knetet, und da muß es auch wahr sein. Drum sind die Anderlmannleute auch von früh bis spät draußen und lesen mit den Ahren Gottesseggen, von dem nur ihre Mutter weiß.

Der Anderlmann und sein Weib denken aber nicht bloß an das tägliche Brot, sie denken auch an die Zukunft ihrer Kinder, die einmal Vater und Mutter verlassen und dem Manne und dem Weibe anhangen werden. Müssten nicht richtige Leute vom Lande sein, wenn sie ihnen dann nicht wenigstens zur mageren Hochzeitsgabe ein Bett schaffen könnten. Ihnen wird angst und bange, wenn sie von den hohen Preisen hören, welche jetzt schon ein Bettzeug kostet. Aber das wird sich schon finden. Die Feber zum Bett können sie wenigstens selbst aufbringen, wenn sie zu dem Dutzend Hühnern noch ein halbes Dutzend Gänse halten. Und weil heuer der Anderlmann Schweineglück hatte und sechs Ferkel auf den Markt stellen konnte, bringt er fünf Gänselein heim.

Was das eine Freude, wie der Vater mit den fünf grüßen „Weh-Weh“ nach Hause kam! Und eines soll noch dazu Kirchweihbraten werden.

„Ja, gib's denn dös a,“ fragt der Hansl, „daß mia a moi an Gansbratl essen?“

„Ja“, sagt die Anderlmannin darauf, „dös soll's geben“, und weil's die Mutter sagt, glaubt's der Hansl so fest als wie das Evangelium.

Zu Hansls Obliegenheiten als Mädchen für alles kommt noch das Amt eines Gänsehüters. Zuerst muß er Brennholz pfücken. Das ist der jungen Gänselein Leibgericht. Säde voll schleppst er nach Hause, zerkleinert sie und mischt sie unter die Kleie. Daß die Nessel stechen, was kümmerst den Hansl? Ein Gansbratl, das ist schon wert, daß man tote Fleider an den Händen bekommt. Findet er irgendwo unter der Schulbank ein Stücklein Brot, er hebt es auf und trägt es seinen „Weh-Weh“ nach Hause. Sie sollen die schönsten werden im ganzen Dorf. Und würde man den Hansl fragen, ob er die Gänselein bloß des Kirchweihbratens wegen liebt, er würde sich schämen, wenn er diese Frage bejahen wollte. Die Liebe zu ihnen geht bei ihm schon lange nicht mehr durch den Magen. Sie sind ihm Jugendfreunde und Sviellameraden geworden. Auch mit ihnen läßt sich Kürzweil treiben, besonders mit der Schwarzen, die eine ganz „durchgewichste“, wie er verlacht; die den Pühi in den Schwanz beißt, wenn sie es ungestraft tun kann, und dann immer furchterlich schreit, wenn der Pühi ihr nur die Bähne zeigt. Die hat er besonders ins Herz geschlossen, und der steht er auch immer die besten Bröcklein zu. Die soll auch Kirchweihbraten werden.

Aber einmal schämte sich der Hansl doch seiner Freundinnen, und das Weinen stand ihm viel näher als das Lachen. Drei Tage vor der Firmung war es. Während er in der Schule war, kam die Zimmer Schneiderin und riß den Gänse alle Federn aus auf Hals, Brust und Rücken. Als der Hansl heimkam, standen sie draußen auf dem Hof wie zweimal gerupfte Gänse. Die Zimmer Schneiderin hatte aber auch die Sache zu gründlich besorgt. So hat Hansl noch nie den Schulranzen hinter die Ofenbank gefeuert wie heute.

„Hansl, schau nur, was für ein Sac voll Federn wir schon haben“, sucht ihn die Mutter zu trösten. Aber der Hansl hatte für den Sac voll Federn gar kein Verständnis. Er geht hinaus zu seinen Weh-Weh, die laut fliegend ihm erzählen, wie die Zimmer Schneiderin sie bei lebendigem Leibe geschunden. Sie wußten, daß Hansl sie mit einer Liebesgabe trösten und ihnen über den ärgsten Schmerz hinweghelfen würde. Nur die Schwarze stand ganz abseits und tat gar nichts dergleichen, als wäre es ihr ein Trost, daß der Hansl endlich wieder da, um sie gegen die Zimmer Schneiderin in Schutz zu nehmen. Auf einem Beine siehend, stellte sie den Kopf unter den Flügel, und als Hansl sie auf den Arm nahm, schrie sie so furchterlich, daß Hansl sie gerne wieder auf den Boden stellte. Nur sah er es, daß sie einen Flügel fast am Boden nachzog. So arg hatte die Zimmer Schneiderin zugegriffen.

„Armes Hascherl, an Flügel hat's dir a no fast ausg'rissen. Aber warr nur, jetzt triagst vor mir die allerbesten Bröderl ganz alloa.“

Und als er am Firmungstag heimkommt, schleicht er mit seinen Weh-Weh auf den Anger hinaus und ist mit der Schwarzen den Kuchen, den der Gott ihm beim Konditor gekauft hat, ganz allein. Den andern gibt er nur eine Semmel. Und dann legt er sich ins Gras, und die Schwarze in seinem Arm, schlafst er den Firmungsnachmittagschlaf.

Beim Anderlmann war Schlachttag. Alle fünf Weh-Weh mußten zum letztenmal ins Gras beißen. Vier kommen in die Stadt, die Schwarze wird Anderlmanns Kirchweihbraten. Zum Hineinbeißen knusperig hat die Anderlmannin die Schwarze

gebraten und das Süßlein, das der Hansl auf seinen Teller bekommt, ist nicht zu klein geraten. Auch der Hunger des Hansl wäre groß genug. Wer sein Brüderl bringt er hinunter. Er weiß selbst nicht warum. Zur gern hat er es halt gehabt, sein Ganzerl, die Schwarze, aber zum Kreissu gern halt doch nicht.

Mach kein krautiges Gesicht, Hansl! Später einmal wirst du auch das „Kunstfresserhaben“ über Herz bringen, und dann vielleicht noch — krautiger sein.

Tschanglius Opiumschmuggel.

Erzählt von E. Conz-Tosio.

Tschangliu! In Mandalay, ja in ganz Burma war der Name Gold wert. Tschangliu, der größte unter den chinesischen Kaufleuten in der Provinz. Seine Verbindungen reichten weit über die Grenze hinüber nach Siam, Laos und Thina, und ein Schek mit seiner Unterschrift wurde überall in Zahlung genommen. Tschangliu war eine friedliche Macht.

Natürlich hatte er Neider. Die versuchten ihm irgend etwas am Zeug zu klüffen, behaupteten einmal, er sei der größte Opiumschmuggler in ganz Burma. Er wäre der Mann, der aus dem Hintergrunde alle kleinen Gauner wie Gliederpuppen lente und selbst nie in Erscheinung trete. Beweisen konnten sie ihm das freilich nicht. Denn wenn sie die Aufmerksamkeit der Behörden einmal auf irgend eine Sendung lenkten, die für Tschanglius Rechnung aus dem Auslande kam, dann stellte sich die Ware sicher als harmlos heraus. So behaupteten sie einst, eine Sendung Apfelsinen enthielte Tausende von ausgehöhlten, mit Opium gefüllten und sorgfältig wieder geschlossenen Früchten. Doch als die Sendung beschlagnahmt und jede einzelne Apfelsine sorgfältig geprüft wurde, stellten sich alle Früchte als harmlos heraus. Der Zolldirektor musste sich in höchst eigener Person zu Tschangliu begeben und ihn um Entschuldigung bitten.

Als der hohe Beamte draußen in seinen Kraftwagen stieg, sah ihm der Chineze mit leichtem Spott um die tiefen Mundwinkel nach. Dann wandte er sich, nahm eine Apfelsine vom Tischchen neben seinem Stuhl und schnitt sie in zwei Hälften. Ein Beutelsack mit zwanzig Gramm Opium fiel heraus. Und Tschangliu lachte leise: „Zu spät! Ihr Esel denkt, ich benutze zweimal den gleichen Trick? Unsinn!“

Er mußte noch weiter lachen, als er an seine letzten Streiche dachte. Wie er Mitglied der Böllerbundstkommission gegen den Opiumschmuggel geworden war, weil die Leute in Mandalay keinen überzeugteren Befämpfer des Böses zu finden wußten als ihn. Wie der Gouverneur selbst ihm beim Schmuggel geholfen hatte, indem er den großen englischen Lehnsstuhl als Geschenk annahm, dessen hohe Beine voller Opium stakten, das er so nach Burma hereinbrachte.

No, und wenn die Polizei oder die Zollbeamten auch dann und wann einmal ein paar Opiumspäckchen beschlagnahmten und den Träger einsperren, so schadete das weiter nichts. Der Verlust war zu verschmerzen, die Kulis, denen die Ladchen abgenommen wurden, kannten niemals den Auftraggeber, und dem würdigen Tschangliu konnte niemand auch nur das geringste nachweisen. Falls überhaupt einer nochmals auf den Gedanken kam, den Handelschern zu verdächtigen.

In den nächsten Tagen sollte übrigens die Polizei wieder einmal lästlich an der Nase herumgeführt werden. Hatte da der Vertrauensmann in Bhamo oben an der chinesischen Grenze erfahren, daß der Kassenschränk der dortigen Zollverwaltung zur Reparatur nach Mandalay geschafft werden sollte. Nun war der Vertrauensmann — ein merkwürdiger Junß, nicht wahr? — nach außen hin Schalterbeamter in der Güterabfertigung von Bhamo. Für den war es eine Kleinigkeit, daß der Schlußel, die am Schrankgriff hingen, den Stahlkästen voll Opium zu paden. So reiste das Schmuggelgut auf Kosten der Regierung nach Mandalay, und der Fuhrunternehmer, der den Schrank zur Fabrik schaffen sollte, sorgte schon dafür, daß der Inhalt auf dem Wege dorthin verschwand. Denn der Mann war Tschanglius rechte Hand. Da stellte eben des Pudels Kern: An allen wichtigen Stellen mußte man seine Leute sitzen haben.

Tschangliu wollte sich ein paar Tage später selbst den Spaß machen, der Unlust der zollamtlich geächteten Opiumsendung beizuwöhnen. So schritt er gravitätisch auf dem Bahnsteig auf und ab und marteite auf den Zug. Da wechselte er ein paar verbindliche Worte mit dem Polizeikommissar Woolerton, Spezialisten auf dem Gebiete der Opiumbekämpfung, seinem guten Bekannten: „Ich warte auf einen Freunde, die von Bhamo her eintreffen sollen. Hoffe, Ihnen geht es ausgezeichnet. Freut mich. Mir auch.“

Er mußte die angenehme Unterhaltung abbrechen, weil

der Zug eintrief. Der Gepäckwagen war gleich vorn, und da stand auch schon der Fuhrunternehmer und wartete auf den Geldschrank. Ein Kistenlasten. Tschangliu sah ihn durch die offene Schiebetür des Wagens. Dann ging er weiter, weil er ja nach seinen „Freunden“ sehen mußte.

Natürlich waren sie nicht eingetroffen. Tschangliu wartete des besseren Aussehens wegen noch etwas, und dann schlenderte er zum Ausgang zurück, auf den Bahnhofplatz hinaus, wo sein Kraftwagen stand.

Wäre Tschangliu nicht ein Chineze gewesen, der jeden Muskel seines verwitterten Gesichtes in der Gewalt hatte, so würde er jetzt ein wenig zusammengezuckt sein. Dicht neben seinem Kraftwagen stand der Polizeikommissar mit einem Schuhmann, und zwischen ihnen der Fuhrunternehmer mit Fesseln an den Handgelenken. So war der Streich mißglückt!

Doch lächelnd trat Tschangliu auf den Engländer zu: „Ich bin umsonst gekommen. Meine Freunde sind nicht eingetroffen.“ — „Schade“, antwortete der Engländer, „aber wenn Sie mir einen großen Freundschaftsdienst erweisen wollen, Verehrtester, dann war Ihr Weg doch nicht umsonst. Dieser Kerl hat im Geldschrank der Zollverwaltung in Bhamo Opium schmuggeln wollen. Glücklicherweise hat einer unserer Agenten Wind davon bekommen, und wir konnten den Kerl hier festnehmen. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, so möchte ich Sie bitten, uns mitzunehmen und vor der Zollzeidirektion abzusetzen.“

Tschangliu war sofort bereit: „Es ist mir ein Vergnügen, Mister Woolerton, wenn ich, soweit es in meinen schwachen Kräften steht, auch etwas tun kann, um Ihnen in Ihrem lobenswerten Kampf gegen dieses Schmugglerpaß zu helfen.“

Als der Gefangene in den Wagen geschoben wurde, streifte er beinahe Tschangliu. Doch er zuckte mit seiner Wimper, und beide Männer sahen aneinander vorüber. Denn jeder wußte, daß er dem anderen blind vertrauen konnte. Der Vertrauensmann und Fuhrunternehmer ging auf mindestens fünf Jahre ins Gefängnis. Dafür konnte er gewiß sein, daß jemand für seine Familie sorgen und ihn später für sein Schweigen entschädigen würde.

Tschangliu sah lächelnd im Wagen. War es nicht schön, daß ihn die ganze Stadt in so angenehmer Unterhaltung mit dem Polizeikommissar sah? Und die beschlagnahmte Opiumsendung? Pah, mit einem derartigen Verlust muß man ab und zu rechnen.

Der Sprinter.

Von A. Nyberg.

Es war ein Sprinter-Professional und hieß Buddelkopp. War Inhaber einer Menge von Kampfspriisen, großen und kleinen Bechern, goldenen Medaillen und anderen Auszeichnungen. Aber er war trotzdem nicht recht zufrieden, sondern wollte sich selber übertreffen. Am liebsten hätte er gesehen, daß er gleichzeitig zwei Preise einheimsen könnte, jetzt, wo das große Kampfspiel stattfinden sollte. Der Start stand statt, und der ehrgeizige und übermüdige Mann slog wie ein Geschoss an den anderen Läusern vorbei und auf die Bahn hinaus. Mit einer wahnsinnigen Geschwindigkeit lief er die meilenlange Strecke, und seine Konkurrenten waren schon längst außer Sicht.

Da bemerkte er plötzlich eine schwarze Gestalt, die ihm auf den Fersen folgte. War es möglich, daß einer der anderen ihn eingeholt hatte? Wütend und nervös erhöhte er das Tempo immer mehr, lief so, daß ihm die Zunge in den Hals rutschte und sein Atemholen ein Zischen wurde, aber dann drehte er den Kopf etwas und entdeckte zu seiner Erleichterung, daß die schwarze Gestalt weit hinter ihm lag, weshalb er seine Geschwindigkeit etwas verminderte.

Da merkte er aber, daß ihm die schwarze Gestalt näher kam, und er nahm das Tempo wieder auf.

Natürlich kam Buddelkopp als erster durchs Ziel; das hatte man ja auch erwartet. Aber es dauerte nur sieben- und dreißig Sekunden, bis die schwarze Gestalt ankam, und jetzt war dem armen Buddelkopp alles mit einem Male unangenehm klar. Er war vor seinem eigenen Schatten wegelaufen! Der Schatten slog als guter Zweiter durchs Ziel und legte sich dann brav dem schluchzenden Buddelkopp zu Füßen.

Buddelkopp bekam auch seine beiden Preise, aber dann hängte er sein Sprintertum an den Nagel und ergriff einen bürgerlichen Beruf, bei dem er nicht zu fürchten brauchte, daß sich sein Schatten langsam bewegte als er selbst.

Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.